

Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter
Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden
Band: 70 (1995)

Artikel: Der Maler Max Oppenheimer
Autor: Echte, Bernhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-324497>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Neben regional und national tätigen Künstlerinnen und Künstlern konnten wieder ein paar Stars des internationalen Musiklebens verpflichtet werden. Die fünf eigentlichen Kammerkonzerte mit dem Bläserensemble Octomania, dem Linde Consort Basel auf Originalinstrumenten, der australischen Oboistin Diana Doherty und dem Pianisten Adrian Oetiker, dem Buchberger Quartett aus Frankfurt und dem Pianisten Cyprien Katsaris aus Paris werden ergänzt mit zwei Matinéen und einer Volkshochschulveranstaltung sowie einem Neujahrskonzert mit dem Aargauer Sinfonieorchester unter Marc Kissoczy am 2. Januar 1995: Walzer, Polkas und Märsche von Johann Strauss sowie Mozarts letztes Klavierkonzert KV 595 mit dem Wettinger Pianisten Roger Brügger stehen auf dem Programm des Konzerts, das einen festlichen Auftakt zum Jubeljahr 950 Jahre Wettingen setzt.

Stiftung Langmatt, Sidney und Jenny Brown, Baden

Der Maler Max Oppenheimer

Bernhard Echte

Die Stiftung Langmatt, Sidney und Jenny Brown, Baden, zeigt vom 7. Juni 1995 an eine Ausstellung mit Bildern von Max Oppenheimer (geboren 1885 in Wien, gestorben 1954 in New York).

Max Oppenheimer war das, was man einen umstrittenen Künstler nennt, und er tat bisweilen das seine dazu, diesen Ruf zu schüren. Früh war seine enorme zeichnerische Begabung erkannt worden, so dass er schon mit 15 Jahren als Gaststudent an der Wiener Akademie der bildenden Künste angenommen wurde. 1903 wechselte er an die Prager Kunstschule, von wo aus er 1906 – obwohl Studierenden dies untersagt war – ein erstes Mal an einer Ausstellung der Wiener Secession teilnahm. Zwei Jahre später kehrte Oppenheimer in seine Heimatstadt zurück und schloss dort Bekanntschaft mit Egon Schiele und Oskar Kokoschka. Mit ersterem teilte er ab 1909 sogar das Atelier, wo sich beide wechselseitig porträtierten. Dass Schiele in dieser Zeit den dekorativen Stil nach der Art Klimts aufgab und seine eigene herbe Bildsprache entwickelte, dürfte nicht zuletzt auf den Einfluss des fünf Jahre älteren Oppenheimer zurückzuführen sein.

Dieser wandte sich in der Folge verstärkt der Porträtmalerei zu. Seit je literarisch interessiert, schuf er Bildnisse von Heinrich Mann, Arthur Schnitzler, Peter

Altenberg und anderen. Sie bildeten das Zentrum von Oppenheimers erster Einzelausstellung, die im Sommer 1911 in der Münchner Galerie Thannhauser stattfand und Kokoschkas besonderen Zorn erregt. Er glaubte sich plagierte und startete zusammen mit Karl Kraus, Herwarth Walden und Else Lasker-Schüler eine massive Kampagne gegen Oppenheimer. Den – unberechtigten – Ruf, ein Nachahmer Kokoschkas zu sein, sollte Mopp, wie er sich seit 1911 abkürzend nannte, nie wieder loswerden.

Nichtsdestoweniger konnte er 1912 in Berlin Fuss fassen; er fand Aufnahme in die Berliner Sezession, an deren Ausstellungen er regelmässig teilnahm. Nach Ausbruch des ersten Weltkrieges entwickelte er sich bald zu einem Kritiker des deutsch-österreichischen Militarismus und emigrierte im Juni 1915 anlässlich einer Ausstellung des Zürcher Kunstsalons Wolfsberg in die Schweiz. Dieser Ausstellung dürfte Oppenheimer die Bekanntschaft des Badener Industriellenehepaars Sidney und Jenny Brown zu danken haben, mit dem ihn daraufhin eine fast vier Jahrzehnte währende freundschaftliche Beziehung verband. Sieben Ölgemälde, verschiedene Grafiken sowie eine Vielzahl von Briefen, die in der Villa «Langmatt» aufbewahrt werden, zeugen von dieser bedeutsamen Bekanntschaft.

Nachdem Mopp 1916 lebhaften Anteil an der aufkommenden Dada-Bewegung genommen hatte, siedelte er im folgenden Jahr nach Genf über, wo er sich verstärkt seiner zweiten Leidenschaft, der Musik, zuwandte. Es entstanden nun verschiedene Musikerporträts, Geigenstudien, Gemälde von Trios und Quartetten, gipfelnd in einem 1923 vollendeten, dem Stil der neuen Sachlichkeit verpflichteten Monumentalgemälde «Das Orchester» (3 m × 4,3 m). Nach zwei umfassenden Werkpräsentationen im Wiener Hagenbund 1924 und dem Berliner Salon Cassirer 1926 blieb Oppenheimer die folgenden Jahre in der deutschen Hauptstadt. In Voraussage der nationalsozialistischen Machtergreifung kehrte er 1932 nach Wien zurück, musste jedoch 1938 erneut emigrieren. Ein zweites Mal fand er Zuflucht in Zürich; das Kunsthaus widmete ihm im Herbst 1938 eine Ausstellung. Gezeigt wurde unter anderem die zweite Fassung des Orchester-Bildes, ebenfalls ein monumentales Werk (1,5 m × 3 m), im Vergleich zur Erstversion jedoch stärker von expressiven Elementen geprägt.

Überzeugt vom baldigen Ausbruch eines europäischen Krieges zog Oppenheimer bald weiter und erreichte im Januar 1939 New York, wo er die folgenden anderthalb Jahrzehnte in weitgehender Vereinsamung und teilweise dürftigen Verhältnissen lebte. Mehrere Versuche nach Ende des zweiten Weltkrieges, mit Ausstellungen nach Österreich zurückzukehren, scheiterten.

Erst vier Jahrzehnte nach Oppenheimers Tod (New York, 19. Mai 1954) wollte sich seine Heimat des vergessenen Emigranten erinnern: Im Sommer 1994 fand im

Jüdischen Museum der Stadt Wien eine umfassende Retrospektive seines Werks statt. Sie belegte, dass hier ein wirklich origineller Maler zu Unrecht vergessen worden war. Dies zu veranschaulichen wird auch das Anliegen der Ausstellung in der «Langmatt» sein.

Historisches Museum Baden, Landvogteischloss

Museum und Markt

Eine Gedankenspielerei zur Rolle eines öffentlichen Kulturbetriebs

Bruno Meier

Rationalisieren, privatisieren, Outsourcing, flache Hierarchien, Leistungslohn – Schlagwörter in einem rauher gewordenen Wirtschaftsleben. Und oh weh – auch Staat und Verwaltung werden eingeholt von Hayeks und McKinseys, von Defiziten und Sparübungen.

Wie ist das nun aber mit den von der öffentlichen Hand getragenen Kulturbetrieben? Braucht die Kultur mehr Markt? Haben sich die Theater nach dem Niveau der RTL-Fernsehgemeinde zu richten, werden die Museen zum Disneyland? Das Bild vom verstaubten Museumsdirektor, der sich keinen Deut um sein Publikum schert, ist noch nicht ganz verschwunden. Doch Generationenwechsel und Spardruck haben auch in den Museen zu verstärkten Diskussionen um deren Rolle in Verwaltung und Gesellschaft geführt. In Deutschland gibt es bereits die ersten Museums-GmbH's, in den Niederlanden werden gar die staatlichen Museen teilprivatisiert.

Was passiert da? Stiehlt sich der Staat aus der öffentlichen Verantwortung? Oder geht es einfach nur um das liebe Geld? In der Schweiz wird, mit Blick auf Basel und Zürich, die Sparschere angesetzt und werden Prozente gleich im Dutzend abgezwickelt. Grundsätzliche Diskussionen über die Rolle von Museen und anderen Betrieben im Kulturleben sind rar. Die Hoffnung auf einen Aufschwung und ein besseres Budget im übernächsten Jahr hält über Wasser. An einer Veranstaltung der Landesstelle für Museumsbetreuung in Baden-Württemberg tönte es hingegen unlängst so:

«Museen sind mit ihrem Leistungsangebot Bestandteile der Marktwirtschaft. Wir brauchen deshalb unternehmerisches Denken im Museum. Das soll nicht zu Lasten des Bildungsauftrags gehen, sondern helfen, ihn effizienter zu erfüllen. Ein